



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Andreas-Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen  
Provinz : erstes Kapitel : auf der Landstraße.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas-Reyher

Erstes Kapitel: Auf der Landstraße.



er kennt nicht den Schnepfenanstand! Wer hat von diesem herrlichsten, poesievollsten Vergnügen des Jägers nicht wenigstens gehört oder gelesen, von diesem Vollgenuß der milden Frühlingsluft und des frischen Waldesduftes, diesem Schwelgen in dem Erwachen der ihre Winterfesseln abwerfenden Natur! Viele Schriftsteller malen den Schnepfenstrich und Schnepfenanstand. (Und wie malen sie ihn!) Da gibt es gemüthliches Fahren zu schönen Lichtungen, auf welchen in angenehmer Gesellschaft der Tee serviert wird. Da haucht die untergegangene Sonne in zartem Schimmer an die Wipfel der Bäume die letzten goldigen Farbentöne, und wenn diese schwinden, lassen sich sanft gurgelnde Laute über dem Waldrande vernehmen — eine Schnepfe zieht majestätisch über die Lichtung und den Teetisch hin. Ein Griff nach dem Gewehr, ein Knall, ein unwillkürliches leises „Ach!“ der Damen, und sich gewandt verneigend, überreicht der Meisterschütze die langgeschnäbelte Beute der Schönen seines Herzens.

Die in milder Luft und zarter Gesellschaft geschossenen Schnepfen mögen ja wohl ihre Berechtigung haben; gar zu viele von der Sorte wird es jedoch kaum geben, denn es kommt schlechtes Wetter und der Schnepfenanstand wird zu einer Arbeit, die nicht jedem behagt. Nur wer sich mit Leib und Seele dem Jägerwerk verschrieben hat, nimmt mit gutem Mut Unwetter und Mißgeschick hin. Nicht ohne Grund heißt es in der Volksweisheit: Jagd ist ärger als Sklaverei.

So dachte auch die ärmlich, aber sauber gekleidete Frau, die in die Thür des letzten Häuschens des Fleckens trat; sie schaute einem jungen Manne nach, der mit der Flinte auf der Schulter in Begleitung eines ungewöhnlich starken langhaarigen Hühnerhundes im Begriff war, sich zu entfernen. Der Hund sprang freudig voraus, der Mann aber blickte nach wenigen Schritten zurück und drohte mit dem Finger.

„Mutter,“ rief er, „schon wieder im leichten Kleide draußen?“

„Ich gehe hinein, Borenka,“ sagte die Frau und nickte beschwichtigend mit dem Kopfe. „Wäre es aber nicht besser, du bliebest zu Hause? Die Luft ist so sehr feucht, als ob es noch regnen wollte.“

„Wo denkst du hin, Mutter. Der arme Voi hat sich schon fast steif gelegen. Mit dem Regen wird es hoffentlich aus sein. Aber du wartest nicht auf mich, wenn es spät werden sollte. Hörst du, Mutter?“

„Ich höre, ich höre“, erwiderte sie lächelnd und ging in das Haus.

Boris Stepanowitsch war das einzige Kind der Witwe Okolitsch. Als der Vater noch lebte, hatte die Familie sich in leidlichen Verhältnissen in der Gouvernementsstadt befunden. Boris besuchte damals das Gymnasium. Da starb der Vater. Mit eisernem Willen ertrug Boris den eigenen Schmerz wie den stillen Gram der Mutter. Er arbeitete ohne Unterbrechung fort und erhielt das Reisezeugnis. Die Mutter hatte unterdessen ein Stück des Eigentums nach dem anderen verkauft, um das Leben und den Schulbesuch des Sohnes zu bestreiten. Als er das Zeugnis in den Händen hatte, eröffnete sie ihm, sie habe Schritte getan, sich einen Dienst zu verschaffen. Er solle getrost auf die Universität gehen, solle sich dort durch Privatstunden den Unterhalt zu verschaffen suchen, und sie wolle ihm ihren Monatslohn regelmäßig schicken. Er hörte das schweigend an und lachte dann unter Tränen. Den Gedanken an das Studium hatte er aufgegeben. Solange er lebe, solle die Mutter die Füße unter dem eigenen Tische haben, sagte er, und er blieb fest, so viel Frau Okolitsch ihn auch zu bereden suchte. Er hatte Unterhandlungen um die Stelle eines Hilfslehrers in dem Flecken angeknüpft. Nun half er am Vormittage in der Knabenschule des Fleckens dem alten Lehrer und vertrat ihn zum Teil. Die Mutter war in diesen kargen Verhältnissen glücklich durch die täglich und stündlich neu bewiesene Liebe und Fürsorge des Sohnes, wenn sie sich bei dem Gedanken an seine verfehlte Lebensstellung auch manchmal eine Träne aus dem Auge wischte. Und der Sohn? Er war stets heiter, entwickelte sich körperlich prächtig; aus dem schwächlichen, blassen Jüngling wurde rasch ein kräftiger Mann und sein gebräuntes Gesicht mit dem sicheren, ruhigen Blick der Augen machte nicht den Eindruck, als ob sein Besitzer sich härmte.

So schritt er auf der Chaussee hin, die durch den Flecken zur Gouvernementsstadt führte. Die Füße in derben Stiefeln traten so regelmäßig auf, als wären sie Teile einer Maschine. Jeder Schritt brachte ihn eine gute Arschin weiter, und er hemmte ihn nicht, wenn er prüfend zum Himmel aufblickte, noch wenn er mit dem Hunde sprach, oder gewandt im Schutze der gekrümmten Handflächen sich eine Papiros anrauchte.

Er ging in diesem Jahre zum erstenmal auf den Schnepfenanstand. Vor etwa zwei Wochen war es noch vollständig Winter gewesen. Da hatten sich warme Südwestwinde eingestellt. Von Regen begleitet, hatten sie den Schnee in wenigen Tagen aufgelöst und die Erde erweicht, und der Schnepfenstrich war da, ehe mancher Jäger das Gewehr in Ordnung hatte. Am heutigen Morgen war trockener Westwind eingetreten. Der Abend versprach schön zu werden. Freilich war es verdächtig, daß sich der Wind gelegt hatte und der Himmel sich mit weißlichem Dunst bedeckte.

Draußen auf der Chaussee machte sich der Wind wohl wieder bemerkbar, aber er blies sanft und warm aus Südosten.

Sollte die Mutter recht behalten und der Regen von neuem beginnen?

Es ist schlimm für den Jäger, auf der Landstraße zu staubiger oder kotiger Jahreszeit mit fahrenden Bauern in einer Richtung wandern zu müssen, am

schlimmsten, wenn die Bauern vom Markt kommen, das heißt, zu einem großen Teil mehr oder weniger betrunken sind. Bald fahren sie Schritt, bald Trab. Bald halten sie, bald jagen sie im Galopp. Es ist nicht möglich sie loszuwerden, um den Staub oder das Spritzen des Rotes zu vermeiden. Kaum glaubt man sie hinter sich zu haben, so hauen sie auf die Pferde ein. Kaum hofft man zurückgeblieben zu sein, so lassen sie einen wieder vorgehen. Man muß gute Miene zum bösen Spiel machen, sich Unempfindlichkeit gegen Staub und Kot aneignen und es kaltblütig nehmen — wenn man das kann, und kann man es nicht, dann muß man, wie das irische Sprichwort sagt, es dennoch kaltblütig nehmen.

In Rücken aus Bauernzeug, aber nach städtischem Schnitt gemacht, rollten eben auf einem leichten Wagen zwei junge Leute vorbei. Okolitsch kannte sie. Es waren auch Jäger. Da sie den Wald vor der Nase hatten, sobald sie die Tür ihres Hauses öffneten, betrachteten sie jeden Fremden, der mit der Flinte zu „ihrem“ Walde zog, als Eindringling, der ihr Recht schmälerte.

„Weib, Teufelsweib!“ hörte Okolitsch, während er ihnen nachblickte, hinter sich eine knurrende Stimme. „Du denkst, ich sähe dich nicht, ich wäre betrunken und hätte dich vergessen. Ha, ha! Pass mal auf, wie ich dir den Rücken krügen werde. Vergiß nicht, Frau, deine Prügel bekommst du doch. Wenn wir nur erst zu Hause sind, kriegst du sie, deine Prügel!“

Der Jäger schaute seitwärts. Im Vorderteil des Wagens, der eben vorüberfuhr, kauerte ein bleiches Weib mit einem Brustkinde im Arm, und hielt die Leine. Hinter ihr lag auf dem Bauche der völlig betrunkene Mann, hatte das Gesicht in das Stroh des Wagens gedrückt und schwakte, was ihm gerade in den Sinn kam, oder vielmehr, was er gewöhnlich im Sinne hatte.

„O, o, sch!“ schien jemand ein feuriges Pferd zu besänftigen. „Se, Jäger, mach Platz!“

Auf einem jämmerlichen Karren saß vorn ein schmieriger kleiner Kerl in stolzer Haltung und sog an einem weichgekauten Zigarettenstummel. Das Pferd, das er lenkte, war die jämmerlichste Mähre, klein und verhungert, kaum imstande das Gefährt im Hundetrabe fortzubewegen.

Okolitsch mußte bei diesem Anblick unwillkürlich lächeln.

„Guten Tag, Herr Landbesitzer!“ rief er dem Bauern zu.

„O, o, sch!“ beschwichtigte der Mann wieder das Pferd, das nicht daran dachte, eine raschere Gangart anzunehmen, es wohl auch gar nicht konnte.

„Frau, sitze nur fest, daß du nicht hinausfallest,“ wandte er sich zum Weibe, das bequem in der Tiefe des Karrens ruhte und an einem Weißbrote kaute. „Sonst Sorge dich um nichts. Ich werde das Roß schon händigen.“

„Ich sage dir aber, ich will Grischka haben,“ klang es bald darauf zankend hinter Okolitsch. „Verstehest du, verfluchter Unterrod? Grischka will ich.“

„Liege still, Nachbar,“ ließ sich ärgerlich die Antwort vernehmen, „liege ganz still. Wir kommen gleich nach Hause. Dort ist Grischka.“

„Gebt mir Grischka,“ beharrte die erste Stimme. „Ich will nicht nach Hause. Ich will Grischka haben! Jäger, he, Jäger, hast du nicht meinen Grischka gesehen?“

Es war diesmal eine Art von Leiterwagen, den einige Mädchen einnahmen. Zwischen ihnen troch auf allen Vieren ein Bauer, den sie nur mit Mühe festhalten konnten.

„Habt ihr den auf dem Markte gekauft?“ fragte Okolitsch lachend.

„Wo? Herr! Wer wird ein solches Schwein kaufen! Er ist unser Nachbar. Er hat in der Schenke gefressen und sein Sohn ist unterdessen nach Hause gefahren. Wir haben ihn mitgenommen, damit er nicht irgendwo liegen bleibe und überfahren werde.“

„Jäger, gib mir meinen Grischka“, fuhr der Mann fort zu schreien und warf sich umher, daß die Mädchen alle Kraft aufbieten mußten, um ihn vor dem Hinausfallen zu wahren.

Lautes Brüllen und Föhlen näherte sich rasch. Wohl gegen zwanzig Bauernwagen kamen an, im Galopp von den mageren Pferden gezogen, in einem wirren Haufen die ganze Breite der Chaussee einnehmend. Die Lenker standen teils aufrecht, suchten einander zuzuvorkommen und trieben die Tiere durch Schreien und Schläge zur äußersten Anstrengung an. So sausten sie vorüber. Der Chausseeschmutz flog weit über die Gräben zu beiden Seiten hinaus.

„Wenn sie nur weiter so jagen möchten!“ brummte Okolitsch, der sich gegen den ärgsten Schmutz hinter einem Werstpfosten geborgen hatte. „Aber daran ist gar nicht zu denken.“

Richtig, da hielt bereits der Haufe. Ein Gefährt lag auf der Seite. Die Speichen eines der alten unbeschlagenen Räder waren aus den Fugen gewichen. Die Bauern standen herum und betrachteten kopfschüttelnd und kopffragend die Trümmer des Rades.

Mit Genugtuung blickte Okolitsch auf die umhergestreuten Radstücke. Jetzt lag die Hoffnung nah, daß die betrunkene Bande ihn nicht so bald überholen werde.

„Gott helfe das Rad ausbessern“, sprach er mit verborgener Schadenfreude im Vorübergehen.

Die Leute guckten ihn mißtrauisch an; nur einer bequeme sich brummig zu antworten:

„Wir danken.“

Ein langer Kerl aber wandte den Kopf zu ihm und fuhr ihn barsch an:

„Nu, geh vorbei.“

Ein greulich unanständiger Fluch schloß die Aufforderung.

Okolitsch sagte nichts. Wenn betrunkene Bauern in großer Überzahl beisammen sind, läßt sich mit ihnen nicht reden. Er blickte nur scharf hin, um sich den Kerl für alle Fälle zu merken. Er war stark gebaut und hatte ein ungewöhnlich freches Gesicht mit kleinen, stechenden Augen und einem schlichten, gelbblonden Barte.

Etwas eine halbe Werst weiter zweigte sich von der Chaussee ein breiter Landweg ab. Diese nach der Kaiserin Katharina genannten Wege bilden noch jetzt an vielen Stellen eine Wohlthat für die Bevölkerung, tragen besonders in den nördlichen Gegenden, wo sie mit Birken bepflanzt sind, zum Schmuck der Landschaft bei und lenken namentlich im Sommer in der Sonnenhitze die Gedanken des Wanderers dankbar zu der Zeit der großen Kaiserin zurück. Viele Tausende von Wersten ziehen sich diese Wege von Stadt zu Stadt und legen Zeugnis ab von der rührigen zivilisatorischen Tätigkeit jener Glanzperiode. Noch vor kurzem ist von der Regierung wieder der Befehl erlassen, die alten Bäume an den Katharinenwegen zu schonen und zu schützen und überall, wo sie nicht mehr vorhanden sind, neue Bäume als Ersatz anzupflanzen.

Schon im Heranschreiten hatte Okolitsch den Weg, so weit das Auge reichte, genauer Prüfung unterworfen. Ziemlich naß war er noch, also schlecht zu passieren, denn der Grund war lehmig, und was es bedeutet, auf einem lehmigen Wege zu marschieren, weiß jeder Jäger nur zu gut. Der Lehm ist schlüpfrig wie Speck. Der Fuß findet keinen Halt und gleitet nach allen Seiten. Beim Auftreten scheint die Sohle fest zu haften, kaum hebt man aber das andere Bein zum Ausschreiten, rutsch! ist das Gleichgewicht verloren und nur blitzschnelles Niederpatzen mit dem freien Fuße oder ein kurzer Sprung hilft, wenn das Glück gut ist, gegen einen sehr schmutzigen Fall.

Gerade am Katharinenwege lagen Jungholzpartien, in denen im Anfang der Saison die Schnepfen gut zogen. Sollte Okolitsch es wagen, sich zu dem etwa zwei Werste entfernten Walde durch den Lehm zu arbeiten?

Fast entschloß er sich, aber als er nochmals den Himmel betrachtete, stand er davon ab. Die Wolkenschicht war gestiegen und hatte sich verdichtet. Der Wind blies feucht aus Süden. Begann es während des Anstandes wieder zu regnen, dann war die Heimkehr durch den Lehm, und noch dazu in dunkler Nacht, zu völliger Unmöglichkeit geworden.

Also weiter auf der Chaussee.

„Geradeaus, Voi!“

Die Chaussee senkte sich in eine Niederung, die sich hin und wieder schluchtartig vertiefte. An der rechten Seite wurde das Land bald wieder höher, links aber sank es noch mehr, so daß sich das Frühlingswasser zu einem See von beträchtlicher Tiefe angesammelt hatte. Gerade hier, wo der Chausseedamm wohl an vier Faden über dem Wasser emporragte, hielt ein Bauernwagen am Rande der steilen Böschung, vielmehr das Pferd und drei Räder befanden sich auf der Böschung, und nur ein Hinterrad war noch oben. Das Pferd hatte die Beine gespreizt und die Hufe fest in das Erdreich der Böschung gestampft. So stand es geduldig und wartete offenbar auf Befreiung aus der ungemütlichen Lage. Der Eigentümer des Gefährts lag im Wagen und schlief.

Kopfschüttelnd stützte sich Okolitsch auf das Gewehr. Machte das Pferd den Versuch, wieder auf die Chaussee zu gelangen, so mußte der Wagen umschlagen und das Pferd wie den Mann hinunterreißen. Ob das Tier es dann fertig brachte, sich vor dem Ertrinken zu wahren? Der Mann aber war verloren, denn in seinem trunkenen Mute vermochte er sich nicht aus dem Wasser zu retten.

Okolitsch blickte zurück. Der Haufe mit dem zerbrochenen Rade schien noch immer an derselben Stelle zu halten. Lange konnte es freilich nicht mehr dauern, dann würden die ihren Landsmann ja wohl aus der gefährlichen Lage befreien. Aber es war die Frage, ob die wilde, heraufchte Bande ihn überhaupt bemerkte. Auch konnte der Lärm der Vorüberjagenden das Pferd erschrecken.

Okolitsch lehnte das Gewehr vorsichtig an einen der Chausseesteine und trat mit Kopfschütteln, als sei er im Begriff eine Dummheit zu begehen, an das Hinterteil des Wagens. Da er überzeugt war, daß der Schlafende stark betrunken und das Becken vergeblich sei, ja ihn veranlassen könne das Pferd anzutreiben, so faßte er ihn bei den Beinen und zog ihn vom Stroh. Der Kerl grunzte, fluchte, stieß mit den Füßen und schien zu einiger Besinnung zu kommen, als er ein Stück fortgeschleppt und am Wegrande niedergelegt worden war. Dann schob

Okolitsch zur Sicherheit unter das am tiefsten befindliche Vorderrad einen Stein und spannte das Pferd behutsam aus. Kaum fühlte das Tier sich frei, so arbeitete es sich aufwärts, blieb oben stehen und wieherte vergnügt. Mit großer Anstrengung gelang es dann, den Wagen zurückzuziehen, worauf das Pferd wieder eingespannt wurde.

Der Hund hatte unterdessen den Bauern vom Kopfe bis zu den Füßen und von allen Seiten beschnüffelt und berochen. Der Mann mußte einen ganz besonderen Geruch an sich haben, denn Voi zog die Luft so eifrig in die Nase, daß er einige Male niefte. Der Bauer ließ sich das stillschweigend gefallen.

Nun machte sich der Jäger wieder an ihn und richtete ihn unter einigen Püffen und nicht sehr zarten Benennungen auf.

„Nu, Onkelchen, ich werde nicht mehr, bei Gott, ich werde nicht mehr, versicherte der Mann bittend; es kam Okolitsch vor, als ob er gar nicht so betrunken und schwach sei, wie er sich stellte.

Es war ein ziemlich kleiner und hagerer Alter. Das fast bartlose Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen sah ungemein pffiffig aus.

Kaum war er zum Wagen geschleppt und hatte die Hände daran, so kroch er wie ein Frosch hinein und kauerte sich am vorderen Ende zusammen. Okolitsch setzte das Pferd in Gang, ließ die Peitschenschnur noch einmal auf den Schapselz des Bauern niederklatschen und warf dann die Peitsche in den Wagen.

„Ich werde nicht mehr, ich werde nicht mehr,“ wiederholte der Bauer. Kaum aber hatte das Pferd sich etwa hundert Schritte von dem Jäger entfernt, richtete er sich im Wagen halb auf, faßte die Leine und fing an zu schreien:

„Hilfe! Helft, gute Leute! Er hat mir einen Rubel gestohlen! Helft!“

Okolitsch wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Da erschallte auch schon Geschrei hinter ihm: Der betrunkene Haufe kam gejagt, voran der lange Kerl mit dem gelben Barte. Das konnte unangenehm werden; um einem Zusammenstoße auszuweichen, entschloß der Jäger sich kurz, lief die rechte, unbedeutende Chausseeböschung nieder und nahm seinen Weg über den Sturzader zum Rain, der in einiger Entfernung begann und zum Katharinenwege führte.

„Meinen Rubel! Helft, Brüder! Schwager, hilf! Meinen Rubel hat er gestohlen!“ So fuhr der Bauer fort zu schreien.

Das Lärmen der heranfahrenden Gesellschaft hörte auf. Die Wagen hielten.

„Steh still, Jäger! Warum hast du meinem Schwager einen Rubel gestohlen?“

Das war die Stimme des langen, gelbbärtigen Kerls mit den stechenden Augen.

„Also das ist der saubere Schwager!“ lachte er vor sich hin. „Gut, daß ich es auf die Begegnung nicht habe ankommen lassen.“

„Halt, Jäger, halt! Hast einen Rubel gestohlen! Schande, Schande! Bist ein Herr und hast einen Rubel gestohlen! Haltet ihn auf! Fangt ihn!“

So rief und tobte jetzt der Haufe auf der Chaussee.

Okolitsch beschleunigte den Schritt nicht. Er wußte, daß die Leute ihn nicht verfolgen würden, denn es war klar, sie glaubten nicht an die Beschuldigung und begriffen ebenso gut wie er selbst, daß der kleine Bauer nur einen Skandal anzetteln wollte. Seinem Hilferufe war von vornherein anzuhören gewesen, daß

er keinen wirklichen Verlust beklagte, sondern aus Mutwillen schrie. Auf der Chauffee hätten sie sich wohl kaum bedacht, die Anklage des Kleinen scheinbar ernst zu nehmen und dem „Herrn“ zu Leibe zu gehen, um ihr Mütchen zu fühlen, hätten dabei auch in Wit geraten und sehr unglimpflich verfahren können; aber nachlaufen, und noch dazu über den Sturzacker — das ging über den Spaß und war zu anstrengend.

Es steckte im lehmigen Boden doch noch mehr Nässe, als Okolitsch vermutet hatte, und das Vorwärtskommen erwies sich fast als unmöglich. Dazu hatte sich der ganze Himmel in grauen Dunst gehüllt. Es dunkelte rasch. Der Jäger mußte sich beeilen, um zur Flugzeit am Orte zu sein. Er hastete mit Anstrengung aller Kräfte weiter, konnte sich einige Male kaum vor einem Sturze in den wasser-gefüllten Weggraben wahren und erreichte endlich die erwünschte Stelle, als es schon so spät war, daß die Schnepfen anfangen zu streichen. In Schweiß gebadet sprang er über den Graben und brach sich durch den Busch Bahn zu einer kleinen Richtung.

Die Richtung war besetzt. An jedem Ende stand ein Bauer mit der schußfertigen Flinte im Arm.

Okolitsch mußte erst einen Anflug von Ratlosigkeit überwinden. Er hatte auf diese Richtung gerechnet, wo außer ihm fast nie jemand anstand, denn sie war schmal, daß sie nur dem guten Schützen einen einigermaßen sicheren Schuß gestattete. Und nun die beiden Bauern! Es war geradezu lächerlich.

Was sollte er tun? Einen anderen Stand aufzusuchen, dazu war es zu spät.

„Höre, Freund,“ wandte er sich nach kurzem Bedenken an den nächsten Bauern, „geh du zu deinem Kameraden an das andere Ende der Richtung.“

„Warum?“ fragte der Mann mürrisch.

„Weil ich hier anzustehen denke. Ich habe ein Kronbillett in der Tasche, und du hast nicht die Erlaubnis im Kronwalde zu schießen.“

„Bist du etwa der Förster oder Waldwächter?“

„Du willst nicht gehen?“

„Packe dich. Laß mich in Ruhe.“

„Wenn ich aber den Waldwächter rufe?“

„Geh, rufe ihn.“

„Bruder,“ versuchte Okolitsch noch einmal sein Glück, „du kannst an dieser schmalen Stelle doch nie eine Schnepfe schießen. Überlaß mir den Platz.“

„Ich will nicht.“

Was tun? Es dunkelte immer mehr und feiner, nebelartiger Sprühregen begann zu fallen. Die nächste Richtung lag im Kronwalde, im dichten, hohen Forst. Also hin!

Zwischen den Stämmen des Nadelwaldes hatte man keinen Ausblick. Okolitsch mußte die Augen gegen hängende Äste und gegen die Spitzen und Ruten des Unterholzes mit dem Arme schützen. Er lief, um einigermaßen zeitig anzukommen. Er watete durch Schneemassen und umging tiefe Wasserpflügen. Er sprang über liegende Baumstämme und drang mit Gewalt durch Gruppen von Tannenschößlingen. Endlich! Da war die Richtung.

Dort stellte sich Okolitsch an. Wäre in diesem Augenblick auch eine Schnepfe geflogen, er hätte doch nicht schießen können. Er hebte von der Anstrengung.

Das Herz hämmerte. Er nahm den Filz ab und trocknete sich mit dem Taschentuche den Kopf und das Gesicht. Dann rückte er den Gurt mit der Patronentasche zurecht und zündete eine Papiros an. Nun griff er wieder nach dem Gewehr und war bereit.

Der Hund saß ihm gegenüber und wandte den Kopf bald links, bald rechts, um seinem Gehör das Pfeifen einer Schnepfe nicht entgehen zu lassen. Es war still. Der Wind hatte ganz aufgehört. Der Regen wurde stärker und fiel in großen Tropfen. Okolitsch trat unter die Äste des Baumes. Die Kälte begann sich bemerklich zu machen. Voi zitterte von Zeit zu Zeit.

Da — Okolitsch warf das Gewehr aus dem Arme in die Hände und trat rasch unter dem Baume hervor in das Freie. Voi hob den Kopf. Noch einmal. Wichtig, das war der Pfiff einer Schnepfe. Zum drittenmal. Sie kam zur Sichtung. Der vierte Pfiff erklang wieder aus weiterer Ferne. Sie war seitwärts vorbeigezogen.

Nun rauschte aber ein richtiger Platzregen nieder und verursachte solchen Lärm, als würden rundum Hunderte von Trommeln gerührt. Die Kälte wurde sehr unangenehm. Der Jäger zitterte und Voi zitterte wie Espenlaub. Hagelkörner und Schneeflöckchen mengten sich dem Regen bei.

Es war völlig Nacht geworden und alles Verweilen nutzlos. Aber wie jetzt nach Hause kommen? Auf dem Katharinenwege wäre nach dem starken Regen sogar am Tage nicht daran zu denken gewesen. Es blieb nur die Chaussee. Und bis dahin waren es gegen zwei Werst durch geschlossenen und mit Unterholz verwachsenen Forst ohne Weg und Steg. Einladend war die Aussicht nicht.

Das Rauschen hörte auf. Statt des Regens fiel Schnee in großen Flocken. Nach wenigen Minuten nahm auch das ein Ende. Okolitsch verließ den Platz am Baumstamme.

Su, wie kalt es war. Der Hund konnte sich im ersten Augenblick fast gar nicht bewegen, so steifgefroren war er. Und wirklich, der bisher nasse vorjährige Nasen der Sichtung knisterte unter den Sohlen. Es froh.

Okolitsch drückte den Hut fester auf den Kopf und nahm das Gewehr unter den Arm. Er blickte zurück nach der Seite, wo der Katharinenweg lag, und bestimmte danach die Richtung, in der die Chaussee den Wald schneiden mußte.

„Vorán, Voi!“

Der Hund begriff ganz genau, um was es sich handelte, denn behutsam ging er dicht vor dem Herrn her, nach Möglichkeit das dichteste Gebüsch und Wasserlöcher vermeidend. So rückten sie in der vollständigen Finsternis des Waldes vor.

Unter solchen Umständen die gerade Richtung einzuhalten war keine Kleinigkeit. Bald gab es mit undurchdringlichem Tannendickicht bestandene Hügel, bald einzelne liegende Baumstämme oder ganze Windbrüche, bald Wasserstreifen, die so tief waren, daß sie sich nicht durchwaten ließen — und alles das mußte umgangen werden. Ein gewisser Instinkt gehört dazu, trotz des beständigen Abbiegens und Ausweichens doch vorwärts zu kommen und nicht ins Kreisen zu geraten. Dieser Instinkt könnte angeboren scheinen, denn er entwickelt sich sehr früh oder gar nicht, und wer ihn nicht bereits in jungen Jahren besitzt, erwirbt ihn nie.

Wieder rauschte es im Walde, erst fern, dann näher und näher. Es war der Wind, der fahrend durch die Baumkronen fuhr. Eine Waldschnepfe flog an einer Pfütze auf, bald darauf eine zweite.

Der Hund ging plötzlich langsamer.

„Was hast du, Voi?“

Er blickte zum Herrn zurück, doch aus dem gelben Schimmer seiner Augen ließ sich die Antwort nicht lesen. Noch einige Schritte machte er zögernd, dann stand er still. Okolitsch bereitete sich für jeden Fall zum Schuß.

Mit einem Lärm, als fielen ein Holzstapel um, arbeiteten sich kurz vor ihnen zwei oder drei Vögel vom Boden auf.

„Das waren Auerhühner, Voi. Vorwärts!“

Sie kamen auf höheres, welliges Land. Das Unterholz war hier lichter. Der Jäger konnte schneller ausbrechen. Plötzlich machte Voi einen Satz, hielt aber gleich an und kehrte sich zum Herrn. Die Augen glänzten heller, und er wedelte.

„Pfui, Voi, schäme dich. Wolltest einem Hasen nachlaufen! Vorwärts!“

Sie gingen jetzt auf einem trockenen Landstreifen. Links schimmerte zwischen den Bäumen offenes Wasser, und rechts schimmerte ebenfalls offenes Wasser. Was, zum Kuckuck, bedeutete das? Sollte der Jäger doch die Richtung verfehlt haben und in die Zunge geraten sein, die etwa eine Werst rechts lag und in einen Sumpf führte? Es schien fast so, denn der Boden senkte sich und knorrige Buschstangen erschwerten das Gehen.

Plötzlich stand Voi wieder, drängte zurück und knurrte. Rasch hob der Jäger mit der Rechten das Gewehr zum Schuß. Mit der Linken griff er nach dem Halsbande des Hundes, damit dieser nicht vorstürze und einem gefährlichen Tiere in die Krallen oder zwischen die Zähne gerate.

Der Hund knurrte nochmals und sträubte das Haar. Da patzte es vor ihnen und etwas Schweres entfernte sich in kurzem Galopp. Heiseres Knurren ließ sich dabei vernehmen.

„Ah, nur ein Dachs! Vorwärts, Voi!“

Es wurde wieder trockener und bequemer zum Gehen. Der Hund schritt schneller aus. Zwischen den Bäumen wurde es weniger dunkel. Wie Okolitsch hinauffah, verlor er den Boden unter den Füßen und fuhr eine steile Böschung hinab, zum Glück aber nicht tief, und in demselben Schwunge taumelte er einen ebenso steilen Gang hinauf. Er fühlte harten, steinigen Boden unter sich. Er war auf der Chauffee.

Aber wie eifrig pffiff hier der Wind aus Norden! Die nassen Kleider legten sich wie Metallplatten an die Glieder. Voi war in wenigen Sekunden so befroren, daß er bei jeder Bewegung mit den Eiszapfen an seinen langen Botteln rasselte.

„Jetzt heißt es sich warmlaufen, Voi. Vorwärts!“

Hei, wie eilten die beiden dahin, der Jäger mit Schritten, von denen kaum zwei auf einen Faden gingen, und der Hund mit lautem Gerassel im Trab nebenbei! Ehe sie es merkten, hatten sie den Wald hinter sich, und wieder nach kurzer Zeit sahen sie in der Ferne verspätete Lichter des Fleckens.

Ein halbverdeckter, mit zwei großen Pferden bespannter Wagen kam in gleicher Richtung hinter ihnen her und allmählich näher. Obwohl die Pferde Trab liefen, freilich kurz und schwerfällig, währte es geraume Zeit, ehe sie dem Jäger den Vorsprung abgenommen.

„Slja,“ rief in dem Wagen eine barsche Stimme, „wer läuft da nebenbei?“

„Wer kennt ihn!“ erwiderte der Kutscher auf dem Boß, indem er den Kopf wandte, um Okolitsch besser betrachten zu können. „Mit einer Flinte, wie es scheint. Vielleicht ist es ein Jäger, vielleicht ein Räuber.“

„Tit Grigorjewitsch“, sprach im Wagen eine zweite Stimme, eine weibliche, die einst sehr klangvoll gewesen sein mußte und noch laut war, aber deutlich verriet, daß die Inhaberin derselben zu viel Fett angefetzt hatte, „warum sorgst du nicht, daß bei Nacht keine Räuber mit Flinten auf der Landstraße laufen? Du solltest mit dem Bezirksaufseher sprechen. Er muß das abschaffen.“

„Nu ja, wird er abschaffen!“ sagte der, der zuerst gefragt hatte. „Du verstehst viel davon!“

„Nu, Sja, fahre schneller,“ rief die Fette dem Kutscher zu. „Die Seele friert einem ja trotz dem Pelze.“

„Das ist der reiche Botscharow mit seiner Frau,“ lachte Okolitsch. „Sie fahren vom Gute nach Hause. Was meinst du, Boi? Friert dir auch die Seele unter befrorenem Pelze?“

Boi wedelte dazu mit dem buschigen Schwanze, daß es klang, als ob Erbsen in einer großen Blase mit Gewalt geschüttelt würden.

Da hatten sie den Flecken erreicht. Noch wenige Minuten, und der Hund eilte voran.

„Boi, Boi, zurück!“ befahl Okolitsch.

Es war aber schon zu spät. Boi war bereits an der Tür, stellte sich aufrecht, fuhr mit den breiten Bordertagen an ihr herum und ließ eine Art von freudigem Gebrüll hören.

„Nun weckt das nichtswürdige Geschöpf die Mutter, und sie ist imstande, aus dem . . .“

Die Tür war schon geöffnet. Frau Okolitsch trat mit dem Licht in der Hand heraus.

„Mutter, hast du doch wieder gewartet!“ sagte er vorwurfsvoll.

„S, Borenka,“ entgegnete sie, „sollte ich denn nicht einmal das für dich tun! Es ist ja auch noch nicht spät, kaum zehn. Nur schnell herein! Himmel, du bist ja so naß, daß es von dir trieft! Und der arme Hund ist mit Eis überzogen! Schnell in die Küche!“

Aber du weißt, daß es dir nicht gut tut, wenn du spät in das Bett kommst.“

„Ach, laß das, Borenka. Sieh nur, in welchem Zustande du bist. Hilf Himmel! Ihr seid ja wohl beide ins Wasser gefallen? Schnell, entleide dich. Ich hole gleich trockene Wäsche.“

„Nein, Mutter, erst Boi. Der arme Teufel kann die Wäsche nicht wechseln und muß in demselben Pelze bleiben.“

Dabei warf er rasch den Rock ab, hockte nieder und begann die Zotteln des Hundes von den Eiszapfen zu befreien. Die Mutter half. Dann rieben beide an dem Fell herum, bis das Tier in einen einigermaßen erträglichen Zustand versetzt war. Es stand unterdessen ganz ruhig und unterzog sich willig der Behandlung, hob sogar selbst das Bein, an dem gerade gewischt wurde, leckte auch bald der Mutter, bald dem Sohne die Hand.

„So, Boi, fertig.“

Da schüttelte der Hund sich kräftig und machte sich über das Fressen.

Okolitsch hatte sich umgekleidet, hatte das Gewehr abgetrocknet, saß nun mit der Mutter bei der brodelnden Teemaschine im Zimmer und erzählte von seinem Mißgeschick. Von seinen in der Küche ausgehängten Kleidern stieg Dampf auf und Boi wälzte sich wohlgefällig zu den Füßen seines Herrn auf dem Rücken.

„Ich glaubte schon, daß der Abend schlecht werden und du nichts schießen würdest,“ sagte die Mutter. „Und zuletzt noch das Wandern durch den Wald in der Dunkelheit! Mir wird ganz unheimlich dabei, Borenka.“

„Lut nichts, Muttmchen,“ versetzte er lustig. „Schön war es doch. Siehst du, das ist Leben. Dabei fühlt sich der Mensch. Das ist etwas anderes als das Sitzen in dumpfen Stuben beim Kartenspiel oder gar bei inhaltlosem Gesellschaftsgeschwätz.“

„Ja, ja, das ist richtig,“ meinte sie, „aber gefährlich sind diese Wanderungen doch.“

(Fortsetzung folgt.)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel

Berlin, 9. Oktober 1910.

Revolution in Portugal — Mutschläge der „Kreuzzeitung“ — Antisemitismus und Konservative — Waffenstillstand in der Metallindustrie — Mehrenthal in Turin — Iswolskis Fiasko.

Die recht laut geführten Erörterungen über die innerpolitischen Fragen sind am Anfang unserer Berichtswoche plötzlich verstummt vor der kurzen Meldung aus Lissabon, daß die Portugiesen ihr Königshaus verjagt und die Republik ausgerufen haben. Wohl ist man in den unterrichteten politischen Kreisen schon seit Jahren auf den Eintritt des Ereignisses gefaßt; aber man hat die so oft angekündigte und wieder abgesagte Revolution doch nicht in diesem Augenblick erwartet. Überdies hat man bei uns in Deutschland der Möglichkeit des Gelingens einer Revolution in romanischen Staaten überhaupt mit einer gewissen Skepsis gegenübergestanden. Man hält die romanische Rasse für degeneriert und unfähig, sich aus dem tatsächlich eingetretenen wirtschaftlichen und staatlichen Verfall emporzuheben. Diese Auffassung gilt in Deutschland wohl auch noch heute besonders in konservativen Kreisen, die die verächtlichen Urteile über fremde Nationen ad absurdum geführt haben. Es sei an das erinnert, was in der rechtsstehenden Presse über Russen und Türken berichtet wurde und wird. Mit welcher nationalen Selbstüberhebung wurde bei uns über die beiden Völker geurteilt, wie wurde es versucht, ihre Erhebungen lächerlich zu machen. Dennoch haben beide Völker es verstanden, Wege zu betreten, die nach aller menschlichen Berechnung zur Wiedergeburt führen müssen. Über den Verlauf der Revolution in Portugal liegen einwandfreie Berichte noch nicht vor. Die Veröffentlichungen der neuen Regierung scheinen uns vor allen Dingen von der Absicht getragen, das Ausland zu beruhigen und mit Vertrauen in die neuen Verhältnisse zu erfüllen. Infolgedessen treten in ihnen auch die wahrscheinlich vorhandenen inneren Schwierigkeiten nicht genügend hervor. Aber das läßt sich schon heute erkennen, daß ähnlich den Jungtürken die